

~ ERINNERUNGEN ~

Irmgard Ruppel



Für meine Söhne Thomas und Philip und ihre Familien

Kapitel 2

Leben in Berlin

In der Weimarer Republik war Berlin eine vibrierende, kulturelle Metropole. Theater, Oper, Konzerte, Museen und Galerien und vor allem Literatur florierten. Dies nahm ein jähes Ende mit der Machtgreifung der Nazis und der Vertreibung der Juden aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens. Die Berliner Gesellschaft vor 1933 bestand aus einer ungewöhnlichen Mischung aus führenden Vertretern der Industrie und des Bankwesens, Beamten, Diplomaten, Journalisten, Künstlern und Akademikern. Berlin war nicht nur die Hauptstadt, sondern die einzige wirkliche Großstadt Deutschlands. Erst nach dem Krieg lernte ich aus Büchern, dass es auch eine Demimonde gab, die Menschen aus der ganzen Welt auf der Suche nach Sex, Drogen und sonstigen Vergnügungen anzog. Jeder, der berühmt war, tauchte früher oder später in Berlin auf. Ich erinnere mich, dass einmal Erich Maria Remarque zu meiner Mutter zum Tee kam. Er sah sehr gut aus und war ein begehrter Gast. Sein Roman und dessen Verfilmung »Im Westen nichts Neues« über den Ersten Weltkrieg waren ein großer Erfolg, erregten aber heftige Demonstrationen seitens der Nazis, die Mäuse im Kino losließen. Sie waren empört über den pazifistischen Ton des Films. Zehn Jahre später hatten sie, was sie wollten: den Zweiten Weltkrieg.

Regierungen wechselten häufig während der Weimarer Republik. 1928 stand ich mit meinen Eltern auf den Stufen des Reichstages, wo ein neuer Kanzler, Hermann Müller, eingeschworen wurde.

Im Sommer waren wir oft in Heiligendamm, einem schönen alten Badeort an der Ostsee und Sommersitz der Herzöge von Mecklenburg. Eines Morgens, 1931, fand ich den Platz vor dem Kurhaus voller Menschen, die nicht wie Kurgäste aussahen. Meine Mutter war noch nicht auf, und ich fragte, was los sei. »Hitler ist auf einer Wahlreise durch Mecklenburg mit Göring und Goebbels«, hieß es. Ich hatte von Hitler, seiner zunehmenden Macht und den Straßenschlachten der Nazis mit den Kommunisten gehört. Kurz darauf kam Adolf Hitler im schlichten Braunhemd mit fettem Göring und hinkendem Goebbels. Die Menge wurde wild, die Frauen hielten ihre Kinder hoch, als ob Jesus erschienen sei. Ich erzählte meiner Mutter, was ich erlebt hatte und dass ich die drei lächerlich fand. Das war das einzige Mal, dass ich den »Führer« in natura sah. Nach der Machtübernahme zeigte er sich selten in Berlin, offensichtlich traute er den Berlinern nicht. Bei Kriegsbeginn verschwand er entweder auf den Obersalzberg oder in sein Hauptquartier in den ostpreußischen Wäldern.

Mein Vater war im Reichsfinanzministerium hoch angesehen und machte schnell Karriere. Bei häufigem Regierungswechsel wurden Minister gemäß ihrer Parteizugehörigkeit ernannt. Mein Vater war parteiunabhängiger Berufsbeamter und wählte die Volkspartei. Wegen der prekären finanziellen Lage spielte Steuerpolitik eine große Rolle während der Kanzlerschaft Heinrich Brüning, einem ehrenwerten Mann der katholischen Zentrumsparlei. Es wurde hauptsächlich mit Notverordnungen regiert, um Steuereinnahmen zu erhöhen. Natürlich waren diese unvermeidbaren, Maßnahmen unpopulär. Die Reichsfluchtsteuer war besonders verhasst; sie sollte verhindern, dass große Vermögen ins Ausland abwanderten, was sich katastrophal auf die Steuereinnahmen auswirkte. Trotz der sehr hohen Steuer verließen etliche reiche Leute Deutschland. Viele dieser Vermögen, die in die USA oder in die Schweiz transferiert wurden, sind bis heute erhalten. Später nach dem Krieg traf

ich manchmal in New York ein Mitglied einer solchen hoch besteuerten Familie, das mich, halb im Scherz, immer an den Anteil meines Vaters an der Fluchtsteuer erinnerte. Die Nazis haben dann diese Steuer gegen die auswandernden, um ihr Leben bangenden Juden angewandt.

Mein Vater arbeitete eng mit Brüning zusammen, bis Hindenburg, der eine konservative Regierung wollte, 1932 das Vertrauen in den Kanzler verlor und Brüning zurücktreten musste. Er verließ Deutschland nach der Machtübernahme und wurde später Professor in Harvard. Nach dem Krieg bat ich ihn um ein Affidavit für die USA. Er antwortete sofort, was meine Einreise beschleunigte. Ich traf ihn in New York und später in Harvard, wo er Master of Lowell House war.

Heute bedauere ich, dass ich ihn nicht über die damaligen Ereignisse befragt habe, aber das fiel mir damals gar nicht ein. Brüning war ein beeindruckender, asketischer Mann, und der Altersunterschied spielte sicherlich auch eine Rolle. Brüning meinte, wäre mein Vater vor dem Krieg in die USA ausgewandert, hätte er höchstwahrscheinlich in Harvard eine Stelle bekommen.

In seinen Memoiren schreibt Brüning sehr positiv über meinen Vater, dessen Urteilsvermögen er vertraute. Er war einer der wenigen, die Brüning nach seiner Entlassung besuchten. Nur der Vorname meines Vaters stimmt nicht: Eduard statt Arthur. Mein Vater mochte »Arthur« nicht und wurde von Familie und Freunden »Eddy« genannt.

1932 wurde mein Vater Staatssekretär. Damals gab es bei den Ministerien jeweils nur einen, was ihn zur Nummer zwei nach dem Minister machte. Er war siebenundvierzig und sehr glücklich über diese Beförderung. Mit diesem Amt kam als Dienstauto ein Maybach. Ich durfte nur einmal darin fahren, zu einer Kindergesellschaft in der Reichskanzlei bei Franz von Papen, Brünings Nachfolger. Damals war es verboten, ein Dienstauto für Privatzwecke zu benutzen, und auch abends war es nur gestattet, wenn es sich um offizielle gesellschaftliche Anlässe handelte.

Das Reichsfinanzministerium lag am Wilhelmsplatz gegenüber der Reichskanzlei und dem Palais des Prinzen Karl, einem Schienkelbau, später unter Goebbels das Propagandaministerium. Vor 1933 war dort ein Empfang des vaterländischen Frauenvereins, dem meine Mutter angehörte und bei dem wir Kinder kleine Veilchensträuße verkauften. Im Vergleich zu heute funktionierten die Ministerien damals mit einem Minimum an Beamten. In dieser Beziehung hatte sich seit dem 19. Jahrhundert nicht viel verändert.

Der 30. Januar 1933 brachte eine große Umwälzung für Deutschland und allmählich für die ganze Welt. Der senile Präsident von Hindenburg ernannte Hitler zum Kanzler, nachdem die Nazis im Reichstag die stärkste Partei geworden waren, obwohl sie bei der letzten Wahl im November 1932, einer Landtagswahl, Stimmen verloren hatten, was viele aufatmen ließ. Am Abend des 30. Januar gingen meine Eltern zum Presseball. Um Hitlers Ernennung zu feiern, war ein großer Fackelzug durchs Brandenburger Tor bis zur Reichskanzlei angesagt, wo der Führer auf dem Balkon den Salut der jubelnden Massen entgegennehmen sollte. Mein Vater fand, dass ich etwas von diesem historischen und tragischen Ereignis erleben sollte, und sagte dem Chauffeur, dass er mit mir so nahe wie möglich ans Brandenburger Tor fahren solle. Ich erinnere mich an dieses Spektakel noch gut: die Marschmusik, die heiseren Gesänge und der Jubel der Menge. Zwölf Jahre später lag dieser Teil Berlins in Schutt und Asche, und viele der Jubelnden waren tot.

Wie konnte so etwas passieren? Die Demokratie hatte in Deutschland nie festen Fuß gefasst, und so waren alle Schichten der deutschen Gesellschaft für Hitlers Botschaft empfänglich. Die Erfüllung der Bedingungen des Versailler Vertrags, die Inflation, die weltweite Depression und die Millionen von Arbeitslosen schufen den fruchtbaren Boden, auf dem Hitlers Saat aufging, vor allem auch bei denen, die die Weimarer Republik hassten und sie für alles, was seit Ende des Kriegs passiert war, verantwortlich machten. Viele sehnten sich nach einem starken Führer, der wirtschaftliche Stabilität wiederherstellen

würde. Ich erinnere mich an Arbeitslose auf den Straßen und bleiche, abgemagerte Kinder. Für viele war es eine trostlose Situation. Der Mann im Braunhemd versprach, Deutschlands Ruhm und Ansehen wiederherzustellen und Arbeit für alle zu schaffen, sobald die vielen Parteien beseitigt wären, und nur die NSDAP im Reichstag, den Hitler eine »Quatschbude« nannte, übrig bliebe.

Er versprach auch, die Juden rauszuwerfen, die er als »Blutsauger« bezeichnete und für den verlorenen Krieg und vieles andere verantwortlich machte. Antisemitismus besteht auch immer aus einer gehörigen Portion Neid, und es ist verlockend, eine Minderheit zu bezichtigen.

Der 30. Januar 1933 brachte große Veränderungen für uns. Mein Vater trat am 1. April in den »einstweiligen« Ruhestand, was »dauernd« bedeutete. Er liebte seine Arbeit, und es war tragisch für ihn, in verhältnismäßig jungen Jahren wegen seiner jüdischen Frau zurücktreten zu müssen.

Zehn Jahre früher, 1923, hatte Salomon Oppenheim in Köln, noch heute eine der renommiertesten Privatbanken Deutschlands, meinem Vater angeboten, bei ihm einzutreten. Mein Vater hatte es abgelehnt, denn er war mit Leib und Seele Beamter.

Der Bruder meiner Mutter, seit dem Tode des Vaters Generaldirektor von Orenstein & Koppel, verließ Deutschland 1935 und übernahm die Filiale der Firma in Johannesburg. Dieses Arrangement dauerte keine drei Jahre, dann wurde er von der gleichgeschalteten Hauptverwaltung in Berlin entlassen. Die Schwestern meiner Mutter wanderten 1934/35 in die USA aus. Für Juden gab es in Deutschland keine Zukunft.

Äußerlich änderte sich nichts. Wir lebten weiter in unserer schönen Wohnung in der Alsenstraße im gewohnten Stil. Das Gesellschaftsleben in Berlin ging weiter wie immer. In einem Brief an emigrierte Verwandte in Australien schrieb meine Mutter 1935, dass sie sich für die kommende Saison drei neue Abendkleider gekauft habe.

In der Schule brauchte ich mich nicht besonders anzustrengen und bekam gute Noten in Fächern, die mich interessierten, und weniger gute in denen, die mich langweilten. Wie in allen Schulen gab es auch in der Mommsenschule den VDA (Verein für das Deutschtum im Ausland zur Unterstützung von deutschen Gemeinden), der nach 1933 aktiv den Nationalsozialismus überall auf der Welt zu verbreiten suchte. Wir trugen ein blaues Halstuch und zahlten einen kleinen Mitgliedbeitrag. Die Deutschen im Ausland waren meist sehr nationalistisch und trauerten noch lange dem längst nach Holland geflüchteten Kaiser nach.

Am 1. Mai 1933 nahm die Schule an einem riesigen Aufmarsch mit Paraden, Marschmusik und vielen Fahnen und Reden auf dem Tempelhofer Feld teil, was wir ganz aufregend fanden. Als ich zu Hause davon erzählte, wurde mein Vater wütend und sagte, dass er mir nie wieder erlauben würde, an so einem Nazispektakel teilzunehmen.

Das erledigte sich bald von selbst, indem Fräulein Mommsen mich in ihr Zimmer rief, auf den Schoß nahm und mir mitteilte, dass sie eine Anordnung bekommen hätte, alle nicht arischen Schüler aus dem VDA zu entfernen. Ich erinnere mich nicht, dass ich sehr betrübt war, denn es gab nie wieder einen solchen Aufmarsch am 1. Mai.

Für Flüstern in der Klasse und Kichern mit der Nachbarin wurde man in Fräulein Mommsens Zimmer zitiert und bekam eine heftige Rüge. Eines Tages sagte sie zu mir bei einer solchen Gelegenheit, dass ich mich besonders gut betragen müsste, da ich nicht ganz arisch sei. Sie war kein Nazi. Mein Kommentar zu meinen Eltern: »Dumme Gans«.

Fast jeden Sommer verbrachten wir unsere Ferien in den Schweizer Alpen, die meinem Vater, der Asthma hatte, besonders gut taten. Meine Eltern liebten das Engadin, und wir wechselten zwischen St. Moritz, Sils Maria, Pontresina und Celerina. In den Hotels war das Mittagessen eine Hauptmahlzeit, die mindestens eine Stunde dauerte. Auf Wanderungen nahmen wir ein kaltes Lunchpaket in einer Papp-

schachtel mit. Die langen Mahlzeiten bei Tisch waren eine Geduldsprobe, die für die heutige Generation gelegentlich sehr angebracht wäre. 1926 reiste ich das erste Mal mit meinen Eltern nach Celerina ins Cresta Palace Hotel. Ein Ehepaar aus der Pfalz mit einem kleinen Jungen saß neben uns. Die Eltern freundeten sich an, und die Verbindung wurde aufrechterhalten, bis mein Vater 1942 an ihre letzte Adresse in Lublin im Generalgouvernement Polen schrieb, wohin sie von einem sogenannten Judenhaus in München transportiert worden waren, und seine Karte mit dem Vermerk »Adressat unbekannt« zurückkam.

Nachmittags in den Ferien gingen wir viel spazieren, und abends aß ich Hühnercremesuppe auf dem Zimmer und ging ins Bett. Als ich älter war, nahm mich mein Vater auf Bergwanderungen und Übernachtungen in Hütten mit. Ich erinnere mich an eine Gletscherwanderung über die Diavolezza. Meine Mutter machte sich nichts aus solchen Unternehmungen, aber mein Vater fühlte sich am wohlsten in großen Höhen.

Meine Großmutter begleitete uns auf diesen Reisen, die meist fünf bis sechs Wochen dauerten und große Schrankkoffer erforderten. Einmal an der Schweizer Grenze stellte meine Großmutter fest, dass ihr Pass gut verstaut im Koffer im Gepäckwagen war. Der Zug musste warten, während mein Vater ausstieg und ihn holte. Trotz fünf Wochen Schulferien war ich nie zum Schulanfang zurück. Es wurde ein kurzer Brief an Fräulein Mommsen geschrieben, und das war's. Ich war nicht die Einzige, die ein paar Tage später erschien.

Nie werde ich den Beginn der Sommerferien am Sonnabend, dem 30. Juni 1934, vergessen. Auf dem S-Bahnhof Savignyplatz sagten wir Lonny von Schleicher, die in Babelsberg wohnte, auf Wiedersehen. Ihr Stiefvater, General von Schleicher, war der letzte Kanzler der Weimarer Republik gewesen. Am Nachmittag kam Nachricht von großem Aufruhr. Hitler hatte die Verhaftung und sofortige Erschießung vieler seiner alten SA-Kameraden befohlen, die er eines Putschversuchs beschuldigte. Aber andere, die unter dem Verdacht standen, gegen die

Nazis zu sein, waren ebenfalls verhaftet und ermordet worden. Als Lonny nach Hause kam, fand sie es von der Gestapo besetzt und ihren Stiefvater tot am Schreibtisch erschossen. Ihre Mutter starb an den Schusswunden im Krankenhaus. Lonny, vierzehn Jahre alt und ein Einzelkind, wurde von einer Tante aufgenommen. Nach den Ferien erschien sie ganz in schwarz. Mehrere Jahre musste sie sich jeden Monat bei der Gestapo melden. Sie hat sich mit dieser Tragödie auf bewundernswerte Weise auseinandergesetzt und hat ein interessantes Leben geführt. Wir sind immer noch befreundet.

Unsere Gegend, in der ich geboren wurde und aufwuchs, wurde durch Bomben zerstört und nach dem Krieg in eine Grünfläche verwandelt. Als ich mit meiner Familie 1968 in Berlin war, zeigte ich ihnen, wo unser Haus am Kronprinzenufer gestanden hatte. Daraufhin wollten die Kinder wissen, ob ich unter einem Busch gewohnt hätte. Heute steht an dieser Stelle das neue Kanzleramt.

Der Sommer 1936 brachte die Olympischen Spiele nach Berlin, was Hitler eifrig für Propagandazwecke ausnutzte. Für einige Wochen verschwanden antijüdische Schilder und das antisemitische Hetzblatt »Der Stürmer«. Der langjährige Leiter des deutschen olympischen Komitees, Exzellenz Lewald, war Jude. Das internationale Komitee hätte missbilligt, wenn er dieses Mal ausgeschlossen würde. Nach dem Ende der Spiele wurde er für immer entlassen. Die nächste Olympiade fand erst wieder nach dem Krieg statt.

Das olympische Dorf war ein Jahr vor den Spielen gebaut worden, damit die deutschen Leichtathleten, meist vom Wehrdienst befreite Soldaten, trainieren konnten. Dadurch gewannen sie die meisten Goldmedaillen. Dies waren auch die ersten Spiele, an denen nicht nur Amateure teilnahmen. Die Engländer hielten sich noch an die alten Regeln und gewannen daher kaum etwas. Ich erinnere mich an einen englischen Läufer, der im Privatleben Postbote war. Zu Hitlers großem Kummer bestand die amerikanische Mannschaft aus erstklassigen schwarzen Läufern, allen voraus Jesse Owens, der Goldmedaillen

in 100- und 200-Meter-Rennen gewann. Ich war dabei, als Hitler, der sonst die Sieger persönlich begrüßte, wütend die Loge verließ, da er es nicht über sich bringen konnte, Owens die Hand zu geben. Die Nazis hatten bekannterweise schlechte Manieren. Ribbentrop begrüßte bei seinem Antrittsbesuch als Botschafter in England den König mit ausgestrecktem Arm und »Heil Hitler«.

Im März 1937 wurde ich in der Dreifaltigkeitskirche hinter dem Kaiserhof am Wilhelmplatz, in der Schleiermacher Anfang des 19. Jahrhunderts gepredigt hatte, konfirmiert. Der Pfarrer, der uns Konfirmandenunterricht gab, hatte ein Holzbein aus dem Ersten Weltkrieg und war meist schlechter Laune. Wir waren zwölf Jungen und drei Mädchen. Eines Tages fragte er die Jungen, was sie einmal werden wollten. Wir Mädchen wurden nicht gefragt, es wurde im Dritten Reich vorausgesetzt, dass wir Hausfrauen und Mütter mit möglichst vielen Kindern werden würden. Als er eine Woche vor der Konfirmation drohte, uns nicht zu konfirmieren, weil wir nicht genug wüssten, war er für mich erledigt.

Am Abend der Konfirmation gaben meine Eltern ein Dinner für 44 Personen, das letzte solche Ereignis in unserem Haus. Der Pfarrer war zum Empfang eingeladen, aber als er einen Freund meines Vaters, einen Jesuitenpater, sah, machte er auf der Stelle kehrt. Ich trug ein schwarzes Kleid und zum ersten Mal Schuhe mit hohen Absätzen, die mich den ganzen Tag drückten. Man bekam viele Geschenke, aber ich kann mich nur an eines erinnern. Ein Riesenpaket wurde von einem Chauffeur hereingetragen, und ich war enorm gespannt, was das wohl sein könnte. Es waren zwei gewaltige Bände über die Unterkirche von Assisi – genau was ich mir immer gewünscht hatte.

Im April 1937 verließ ich die Mommsenschule nach einer strengen, vom Staat abgenommenen Prüfung mit dem »einjährigen« Prädikat und damit war meine Schulbildung mit fünfzehneinhalb Jahren beendet. Meine Noten in Biologie waren immer schlecht gewesen, und am Vortag dieser Prüfung drohte mir die Lehrerin, dass ich verdien-

termaßen durchfallen würde. Darauf schlug ich zu Hause das Biologiebuch auf und beschloss, irgendein Kapitel auswendig zu lernen. Damals hatte ich ein fotografisches Gedächtnis. Ich wählte Gregor Mendels Vererbungsgang der Erbse, und zu meinem großen Glück wurde ich hierüber am nächsten Tag geprüft und bekam eine Eins, zum Ärger meiner Lehrerin.